Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 276. **Dienstag** den 2. Juni 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 2. Juni.

Heute nimmt der **Reichstag** nach einer zweiwöchigen Pause seine Sitzungen wieder auf. Wir haben dieser Tage eine Zusammenstellung der Arbeiten gegeben, die er noch zu erledigen hat. Von ihnen sind außer dem Bürgerlichen Gesetzbuch, das unserer Meinung nach nicht mehr an gegensätzlichen Anschauungen scheitern kann und nur noch von der sommerlichen Ungeduld bedroht ist, die wichtigsten die Vorlage über die vierten Bataillone, die Novelle zur Gewerbeordnung und das Börsengesetz. Bei der Berathung des Heeresgesetzes in der Commission und im Plenum wird viel geredet werden und zwar meist über Dinge, die mit dem Gegenstande keinen Zusammenhang haben. An der schließlichen Annahme ist nicht zu zweifeln, da selbst das Centrum nicht vor seine Wähler treten könnte, nachdem es sich geweigert, einer unbestritten der Erhöhung der Schlagfertigkeit der Armee dienenden, nennenswerthe Geldopfer nicht erfordernden Maßregel seine Zustimmung zu geben. Der Freisinn, der sich in der glücklichen Lage befindet, das Zustandekommen des Gesetzes durch ein ablehnendes Votum nicht verhindern zu können, darf sich deshalb, aber auch nur deshalb, auch hier das herkömmliche Nein gestalten; ob er es in seinen beiden Linien thut, steht aber noch dahin. Gegenstand ernstlicher Kämpfe wird die Gewerbenovelle werden. Die Minderheit wird sich alle Mühe geben, das Verbot des Detailreisens, soweit es schädlich wirken muß, und die Beschränkung des Hausirhandels in Sämereien u. dergl. zu beseitigen oder enger zu begrenzen. Die Mehrheitsparteien selbst halten an ihrem Werke zweiter Lesung nicht mehr fest, da sie beantragen, das Aufsuchen von Bestellungen bei der Privatkundschaft sei zu gestatten, wenn der Aufsuchende dazu aufgefordert ist. Der Vorschlag ist moralisch werthvoll, weil er zeigt, daß es auch dem Centrum und den Conservativen nicht wohl bei ihren Beschlüssen ist; praktisch bedeutet der Antrag jedoch keine nennenswerthe Erleichterung, namentlich nicht für den kleinen Gewerbtreibenden. Dürfte dieses Gewerbegesetz, das anfänglich — nach der erfolgten Berücksichtigung der besonderen Bedürfnisse des Buchhandels — glatt durchgehen zu wollen schien, noch stark umstritten werden, so wird die am heißesten befehdete Gesetzesbestimmung der Session, das Verbot des börsenmäßigen Getreide-Terminhandels, die Gemüther kaum mehr erregen. Es ist merkwürdig, wie ruhig es selbst in der Presse des „Schutzverbandes" davon geworden ist, während doch noch vor wenigen Wochen der Ruin des Handels einerseits und die Unmöglichkeit der Verproviantirung Deutschlands andererseits als unausbleibliche Folgen des Verbots bezeichnet wurden. Nur ein kleiner Theil der Manchesterpresse, und nicht der klügere, sucht noch dadurch Schrecken zu verbreiten, daß er die Verödung Berlins und eine ungeahnte Blüthe Antwerpens und anderer Städte, wohin der Börsenterminhandel in Getreide auswandern werde, in Aussicht stellt. Wenn etwas den Antrag Kanitz auf Verstaatlichung des Getreideverkaufs zu patronisiren vermöchte, so wären es diese Politiker, die nicht eifrig genug versichern können, alle Mißstände im Getreidehandel, die man in Berlin beklagt hat, würden im Auslande mit der bisherigen Wirkung für die deutschen Getreideproducenten und Brodesser fortdauern.

Als vor einiger Zeit bekannt wurde, ein Bürgermeister im Osten habe sich **polnischen Uebergriffen** nicht pflichtgemäß widersetzt, da erfolgte alsogleich auch die halbamtliche Mittheilung, es sei gegen den Beamten die Disciplinaruntersuchung eingeleitet. Die letztere Nachricht erregte allgemeine Befriedigung, denn es war ein starkes Stück, dessen der Bürgermeister beschuldigt war. Jetzt ist ein unvergleichlich ärgerer Vorfall gemeldet worden, die officiöse Presse hat jedoch nichts zur Aufklärung oder Beruhigung beizutragen gewußt. Der bekannte Fall, der sich in einer Schule des Posener Kreises Jarotschin zugetragen hat, ist typisch für die polnische Agitation. An ihm tritt der ungezügelte Deutschenhaß der polnischen Volksführer, ihr ungesetzlicher Sinn und die Bereitwilligkeit der polnischen Geistlichen, die religiösen Interessen den nationalen zu opfern, wie in Reincultur geschichtet hervor. Ein katholischer Priester nennt das heiligste christliche Gebet und den Gruß im Namen Christi, wenn sie in deutscher Sprache gesprochen werden, Sünde, die mit der Verweigerung von Heilsmitteln bestraft werden müsse. Er schließt die Deutschen von der Pfingstbotschaft aus, die Katholicität der römischen Kirche existirt für ihn nicht, wenn das verhaßte Volk in Frage kommt, das Vaterunser ist ihm kein Gebet, sondern ein politisches Propagandamittel, wie es etwa die Marseillaise für die französischen Revolutionaire gewesen. Der Priester zwingt endlich Schulkinder zum Ungehorsam gegen den ihnen von der Obrigkeit bestellten Lehrer, macht in den Augen der Kleinen die Sprache des Landes, dem sie angehören, und die die seines Herrschers ist, verächtlich und erfüllt die Kinderherzen mit der Vorstellung, daß die Feindschaft gegen das Deutsche ein gottgefälliges Gefühl sei. Die Schlußfolgerung, daß Handlungen, die aus diesem Gefühl heraus unternommen werden, gottgefällig seien, drängt sich den so Erzogenen von selbst auf, und das ist selbstverständlich auch der Zweck dieser Art von „christlicher" Propaganda. Was immer von der polnischen Agitation bekannt wurde, Großes und Kleines, Alles bestätigt die vom Fürsten Bismarck eindringlich genug gelehrte, aber leider nicht genugsam eingedrungene Wahrheit, daß das letzte Ziel der polnischen Verhetzung die Losreißung von Preußen und Deutschland sei. Der Fall im Kreise Jarotschin gehört nicht zu den kleinen Charakterzügen der großpolnischen Bewegung, man darf deshalb sehr gespannt sein, wie die Organe, deren Pflicht es ist, über den Besitzstand der Krone Preußen unausgesetzt zu wachen, sich zu ihm verhalten haben. In dem von uns mitgetheilten Berichte wird gesagt, daß der Lehrer, der auf Wunsch seines Vorgesetzten, des Kreisschulinspectors, das deutsche Gebet neben dem polnischen hat sprechen lassen und von dem Geistlichen deswegen in Gegenwart der Schulkinder brüskirt worden ist, von der königlichen Regierung zu Posen versetzt worden sei, der Geistliche aber nach wie vor die Leitung des Religionsunterrichts an der betreffenden Schule wahrnehme. Wir können und wollen daran vorerst nicht glauben, obwohl, wenn die Meldung falsch ist, genug Zeit war, sie richtig zu stellen. Ist sie wahr, so hat der preußische Staat der polonisirenden deutschfeindlichen Geistlichkeit in den Ostprovinzen den Weg gezeigt, wie sie sich aller Lehrer, die das Deutschthum nicht ausgemerzt wissen wollen, zu entledigen vermag: sie braucht nur die Befolgung der Anordnungen der Lehrer durch die Schulkinder mit der Entziehung der kirchlichen Gnadenmittel zu betrohen. Ist der Hergang in der Presse des Ostens wirklich richtig dargestellt worden, so hat man es mit der staatlichen Anerkennung eines Interdicts zu thun. Derartiges halten wir selbst unter der Amtsführung des Herrn Dr. Boeße für ausgeschlossen. Im Abgeordnetenhause wird sich ja herausstellen, ob dieses Mindestmaß von Vertrauen noch gerechtfertigt ist oder nicht.

Zu den Anschuldigungen des **Advocaten Lothaire's** gegen die **deutsche** Verwaltung in **Ostafrika** schreibt die „Köln. Ztg." anscheinend officiös:

„Heute schon sind wir in der Lage, auf Grund der bisher veröffentlichten Ermittelungen, wie sie insbesondere auch bei den Verhandlungen über den Fall Lothaire von der deutschen Regierung gemacht und durch unsere eigenen Berichte aus Afrika ergänzt und bestätigt wurden, Folgendes zu bemerken: Daß Stokes im deutschen Dienste gestanden und gar Officiere unter seinem Befehl gehabt habe, ist die unverschämteste Lüge, die je ausgesprochen wurde. Er ist in der That der größte Kaufmann im ostafrikanischen Schutzgebiete gewesen, hat als solcher viel zu dessen Hebung beigetragen und bei den Kämpfen der Araber gegen die deutsche Herrschaft letztere durch Rath und That kräftig unterstützt. Seine Decoration mit dem Kronen-Orden 4. Classe ist deshalb von dem Gouvernement aus Lothaire's Schriften beseitigt worden. Wie alle anderen deutschen Karawanenführer hatt Stokes nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht, die deutsche Flagge zu führen. Ganz aus der Luft gegriffen aber ist, daß seine Träger deutsche Uniform getragen hätten oder daß an ihn Waffen verkauft worden seien, die nach der Brüsseler Acte nicht verkauft werden dürften. Das Waffenmonopol des deutschen Gouvernements ist gerade die beste Controle für die Beobachtung der Vorschriften der Brüsseler Acte, und es wird auch nicht der Schatten eines Beweises dafür beigebracht werden können, daß moderne Waffen von der deutschen Küste aus verkauft und in das Innere gelangt sind. Die deutsche Regierung brauchte die Araber gegen die Congoregierung nicht zu unterstützen. Die Maßnahmen der letztern reichten vollständig aus, um den Aufstand gegen sie niederzuwerfen. Ihre Beamten und Officiere, die bis zu dem Falle Stokes mit 10 Procent an dem Erwerb von Elfenbein und Kautschuck betheiligt waren, haben einfach Araber und Eingeborene geplündert. Sie haben insbesondere die Araber, welche Elfenbein-Karawanen von der Congogrenze her, wie seit Jahrhunderten, an die deutsche Küste führen wollten, mit Gewalt daran gehindert und vielfach derartige Karawanen, die oft einen Werth von vielen Tausenden hatten, in Beschlag genommen. Die Congoregierung war genöthigt, den größten Theil der hierauf erhobenen Beschwerden als begründet anzuerkennen, Entschädigungen zu zahlen und Abhilfe zu versprechen. Anscheinend aber haben entgegengesetzte Weisungen die Beamten und Officiere des Congostaates in ihrem vertrags- und völkerrechtswidrigen Verhalten bestärkt. Räubereien von Congosoldaten auf dem deutschen Tanganikagebiete waren keine Seltenheit, und die angeblich gegen die Sclaverei dienenden Congotruppen haben Weiber und Kinder in die Sclaverei geführt. Erinnert darf noch werden an das gewiß einwandsfreie Zeugniß des Paters von der Vorght, der bezeugte, daß zur Aufhebung der Sclaverei in Afrika das Meiste von der deutschen Regierung geschehen sei.

Die amtliche Widerlegung von deutscher Seite wird nach einer Andeutung der „Köln. Ztg." um so weniger ausbleiben, als glücklicherweise Gouverneur v. Wissmann in Europa eingetroffen ist und am besten in der Lage sein wird, seine seit Beginn seines Gouvernements zahlreich erhobenen Beschwerden gegen die Congoregierung und die Unzuverlässigkeit ihrer Berichte zusammenfassend darzulegen. „Er lügt wie der Congo" ist in Belgien sprichwörtliche Redensart.

Die entsetzliche **Katastrophe auf dem Chodynskifelde** in Moskau hat einen unsagbar tiefen Mißklang in den hellen Festesjubel gebracht, welcher das junge Zarenpaar bei seiner feierlichen Krönung umgab. Eine halbe Million Menschen, Männer, Weiber und Kinder, war nach Moskau gewandert, um auf bunt geschmücktem Festplatz Liebesgaben des Herrschers, Speise, Trank und Krönungsangedenken in Empfang zu nehmen, eine ganze Nacht hatten sie auf freiem Feld campirt, um ja am Sonnabend Morgen den Augenblick der Vertheilung nicht zu versäumen — nun ist ihnen der freundliche Wunsch des neugekrönten Zaren, auch dem Aermsten an seinem höchsten Ehrentag eine Freude zu bereiten, zu schwerem, düsterem Verhängniß geworden: gegen 1300, nach anderer, aber noch nicht beglaubigter Version 2000 (man spricht sogar von 3000) sind nicht an den heimischen Herd zurückgekehrt, erdrückt, erstickt, zertreten und bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt liegen sie in unheimlich langen Reihen aufgebahrt in Leichengewändern, der Bestattung harrend. Wohin die Kunde von dem beispiellosen Unglück gedrungen ist, hat sie das schmerzlichste Bedauern mit den Opfern der Katastrophe und deren Angehörigen erweckt, denen noch so reiche Geldspenden nicht das zu ersetzen vermögen, was sie auf dem verhängnißvollen Chodynskiplatz in Moskau verloren haben; aber zugleich wendet sie auch dem jugendlichen Zaren, der ohne seine Schuld einen düsteren Schatten auf den so glänzend begonnenen Weg seiner Regierung geworfen sieht, die innigste Theilnahme zu. In grauenvollen Zügen hat das Schicksal ihm inmitten des höchsten irdischen Prunkes, der reichsten menschlichen Machtfülle die alte Wahrheit vor die Augen hingeschrieben, daß über dem Mächtigsten noch ein Allmächtiger wacht und waltet, dessen Gedanken nicht unsere Gedanken, dessen Wege nicht unsere Wege sind und dessen Gang unerforschlich ist. Das gräßliche Unglück erinnert an das Vorkommniß bei der Hochzeit Marie Antoinette's mit dem Dauphin von Frankreich, dem nachmaligen König Ludwig XVI. Bei dem Feuerwerk, welches die Stadt Paris zur Feier dieses Ereignisses am 16. Mai 1770 veranstaltete, entstand ein ähnliches Drängen, wobei 300 Personen getödtet und sehr viel mehr verwundet wurden. Aber die Moskauer Katastrophe übertrifft die französische an Umfang und Furchtbarkeit weitaus und dürfte zu den schrecklichsten Vorkommnissen dieser Art zählen, von welchen die Annalen aller Länder und Zeiten berichten. Die Frage, wem die Schuld an der Katastrophe beizumessen ist, wird schwer zu beantworten sein. Bei den früheren analogen russischen Feierlichkeiten, zuletzt bei der Krönung Kaiser Alexander's II., ist es bei der Vertheilung von Speisen und Getränken auf dem nämlichen Chodynskifelde ebenfalls zu heftigen Drängen und Stürmen, aber nicht zu erheblichen Unglücksfällen gekommen. Man hatte indessen die damaligen Erfahrungen berücksichtigt und diesmal Vorsichtsmaßregeln, namentlich durch Anlage von Gräben getroffen, welche indessen, wie dies häufig der Fall zu sein pflegt, mehr geschadet als genutzt haben, ja geradezu verhängnißvoll geworden ist. Das einzige wirksame Mittel zum Schutz gegen derartige große Unglücksfälle: die Massen nicht abzusperren, sondern circuliren zu lassen, scheint im Moskauer Falle nicht anwendbar gewesen zu sein. Wenn die Volksmenge, wie man nach Angabe der Depeschen annehmen muß, etwa eine halbe Million betrug und sie lagerartig campirte, hätte es aber doch nicht allzuschwer sein können, sie mit Aufgebot genügender militairischer Macht zu reguliren und durch Eintheilung in kleinere Gruppen mittels Cordons vor sich selbst zu schützen. Wahrscheinlich klingt die Version des Telegraphen, daß das Drängen durch die Schwäche Einzelner, die sie umgebenden Leute durch vorzeitige Austheilung von Gaben zu beschwichtigen, hervorgerufen ist, wodurch bei den weiter hinten befindlichen Massen der Glaube erzeugt wurde, daß die Vertheilung schon begonnen habe und sie zu kurz kommen würden, wenn sie nicht verdrängten. Der Polizei wird zum Vorwurf gemacht, daß sie noch um Mitternacht, als bereits Hunderttausende auf dem Chodynskiplatze lagerten, nicht in Sicht war; aber auch an rechtzeitigem militairischen Aufgebot hat es gefehlt, für das der Gehilfe des Oberpolizeimeisters, dem, wie verlautet, die Leitung des Ganzen übertragen war, unbedingt hätte sorgen müssen.

Feuilleton.

Die Tochter des Millionärs.

28] Roman aus dem Englischen von L. Bernfeld.
(Nachdruck verboten.)

Es war fast mehr, als die arme Beatrix zu tragen vermochte. Wie konnte ihr eigener Vater so grausam gegen sie sein!

Des Abends wiederholte sich dieselbe Geschichte, nur in etwas anderer Form. Mrs. Hopley pflegte, wenn Trixie sich zur Ruhe begeben hatte, in ihr Zimmer zu kommen und sich auf den Bettrand setzend, marterte sie das arme Mädchen manchmal stundenlang.

„Bin ich nicht stets gut zu Dir gewesen, Trixie? Habe ich nicht Alles gethan, was ich Dir an den Augen absehen konnte?" sagte sie. „Und zum Dank dafür bricht Du Deiner Mutter das Herz. Du bist unser einziges Kind und alle Hoffnungen, die wir noch im Leben haben, ruhen auf Dir, und wenn Du dieselben vereitelst, können wir uns nur gleich hinlegen und sterben! Und so ging es fort bis ins Unendliche. Thränen, Bitten und Vorwürfe wurden zu Hilfe genommen, bis die arme Trixie fast der Verzweiflung nahe war.

Sanfoine führte natürlich seine Sache bei jeder sich darbietenden Gelegenheit ebenfalls, wenn auch in anderer Weise, und der alte Mayblow stimmte in den Chor mit ein, indem er die Vorzüge seines Freundes in den lebhaftesten Ausdrücken pries, und immer neue lebenswerthe Eigenschaften an ihm entdeckte.

Dieses ununterbrochene Drängen und Ueberreden würde möglicher Weise den beabsichtigten Zweck ganz und gar verfehlt haben, wenn nicht zur rechten Zeit ein ganz besonderer Umstand eingetreten wäre.

Eines Tages, als Trixie nicht mehr wußte, wie sie den auf sie eindringenden Stürmen widerstehen wollte und müßig im Wohnzimmer saß, griff sie mechanisch nach einer auf dem Tische liegenden Zeitung. Plötzlich fielen ihre Augen auf einen nur zu wohlbekannten, zärtlich geliebten Namen.

„Wie wir hören", las Trixie, und das Herz klopfte ihr zum Zerspringen, sie war vor Erregung kaum fähig, den Sinn dessen, was sie las, zu erfassen, „wie wir hören, hat Sir Victor Greville England verlassen und ist von Neuem auf Reisen gegangen. Es verlautet, daß dieser unermüdliche Reisende, welcher bereits eine Reise um die Welt gemacht hat, sich von dem Leben und den Gewohnheiten des Orients so angezogen fühlt, daß er kaum im Stande ist, demselben auf die Dauer zu entsagen. Es ist unter diesen Umständen nicht unwahrscheinlich, daß er für eine lange Reihe von Jahren England fern bleiben wird."

Der Artikel enthielt gerade so viel Wahrheit, wie solche Artikel gewöhnlich zu enthalten pflegen. Sir Victor hatte sich einen gewissen Ruf als Reisender erworben und seiner Zeit ein Buch herausgegeben, welches die Sitten und Gebräuche des persischen Lebens schilderte. Da Victor thatsächlich England wieder verlassen hatte, erfand der betreffende Reporter sogleich eine kleine Geschichte, ohne Rücksicht darauf, ob ihr Inhalt der Wahrheit entsprach oder nicht. Der Artikel wäre wahrscheinlich für keinen Menschen auf der Welt von irgend welchem Belang gewesen, hätten ihn nicht die Augen des kleinen weichherzigen Mädchens entdeckt, das dieser Nachricht eine nur zu große Bedeutung beimaß.

An dem Tage, an welchem Beatrix die Notiz über Victor gelesen hatte, legte sie die Waffen nieder und ergab sich auf Gnade oder Ungnade. Zu welchem Zweck sollte sie nun noch länger streiten und kämpfen! Die Freiheit, die sie eifrig bestrebt war, sich zu bewahren, hatte ja doch keinen Werth mehr für sie! Weshalb sollte sie noch länger gegen ein Schicksal ankämpfen, dem sie nicht entrinnen konnte!

Sie nahm den Antrag des Grafen von Sanfoine an, und die Freude, die darüber ganz Hodden-Hall empfand, war unbeschreiblich, wenn sie auch nicht von langer Dauer sein sollte. Noch an demselben Tage, an welchem Beatrix dem Grafen ihr Jawort gegeben hatte, erkrankte sie bedenklich. Als sie nach Beendigung des Diners sich erheben wollte, fiel sie plötzlich ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück. Es war keine gewöhnliche Ohnmacht, von der sie befallen war, denn sie blieb Stunden lang in diesem Zustande und es schien fast, als wollte sie überhaupt nicht mehr zum Bewußtsein erwachen. Nach vielen Bemühungen gelang es endlich dem sofort herbeigerufenen Hausarzt, sie ins Leben zurückzurufen.

Das war der Anfang der Krankheit gewesen. Diese Ohnmachten kehrten fast täglich mit mehr oder weniger Heftigkeit zurück, bis dieselben endlich so überhand nahmen, daß sich das junge Mädchen überhaupt nicht mehr bewegen konnte, ohne diesen Zufällen unterworfen zu sein. Der Hausarzt erklärte schließlich, daß er hier mit seiner Weisheit zu Ende sei und rieth dringend, die Kranke, so lange dieselbe überhaupt noch transportfähig sei, nach London zu bringen. Dies geschah.

Sanfoine und sein treuer Gefährte Dr. Mayblow begleiteten die Familie; bewährte Londoner Aerzte wurden hier sogleich zu Rathe gezogen, und man gab sich in der ersten Zeit den besten Hoffnungen in Bezug auf die Kranke hin.

Doch als die Zeit verging, ohne daß eine Besserung in Beatrix' Zustand eingetreten wäre, wußte man nicht mehr, was man anfangen sollte. Der arme Sanfoine gab sich der tiefsten Verzweiflung hin. Es wurde ihm nicht gestattet, die Kranke zu sehen, aber mit mitleiderregender Ausdauer kehrte er immer wieder nach dem Hause zurück, in welchem sie sich befand. Er wurde nicht müde, wenn er oft Stunden lang warten mußte, ehe er Mrs. Hopley zu Gesicht bekam. Schon das Bewußtsein, mit dem Mädchen, welches er so innig liebte, in einem Hause weilen zu dürfen, war ihm eine gewisse Beruhigung. Jeden Tag brachte er ihr ein herrliches Bouquet der auserlesensten Blumen; doch man hatte ihm schonend die Mittheilung gemacht, daß Trixie einst beim Anblick eines solchen, welches ganz aus weißen Rosen zusammengestellt war, leise gemurmelt hätte: „Ich mag diese weißen Blumen nicht, sie kommen mir vor wie Kirchhofsblumen!" Nach einer kleinen Pause hatte sie dann noch hinzugefügt: „Ja, wenn es Veilchen wären!"

Von nun an sandte der Graf an jedem Morgen ein prächtiges Veilchenbouquet, und der Aermste war vollständig zufrieden gestellt, als er erfuhr, daß seine Gabe mit Zustimmung der Kranken auf einem neben ihrem Lager befindlichen Tische ihren Platz fand.

Endlich, als man zu der Ueberzeugung gelangt war, daß auch die beiden Londoner Aerzte, welche Trixie behandelten, keine Veränderung zum Besseren bei ihr zu bewirken vermochten, wurde beschlossen, noch einen anderen Arzt — eine Autorität auf medicinischem Gebiete — zu Rathe zu ziehen, und eine Zeit bestimmt, wo Sir Augustus Rolls zur Berathung mit seinen beiden Collegen im Hopley'schen Hause zusammentreffen sollte.

Zur festgesetzten Zeit, auf die Minute pünctlich, rollte der Wagen des berühmten Mannes vor das Hopley'sche Haus und Sir Augustus Rolls wurde in das Wohnzimmer geführt, wo die beiden anderen Aerzte ihn bereits erwarteten.

Nach einer langen Berathung begaben sich die drei Herren nach oben, und nachdem sie Mrs. Hopley und die Wärterin ersucht hatten, das Zimmer zu verlassen, und diese gegangen waren, blieben sie mit der Kranken allein.

Trixie nahm gar keine Notiz von den Aerzten, ihre Augen starrten ins Leere, und sie schien sich dessen, was um sie her vorging, gar nicht bewußt zu sein. Sie war in einem vollständig apathischen Zustande.

Sir Augustus hatte die beiden anderen Aerzte ersucht, außerhalb des Gesichtskreises der Kranken zu bleiben, und ihm dieselbe allein zu überlassen. Nachdem dies geschehen war, nahm er dicht neben Beatrix Platz und sagte in einem aufmunternden Ton zu ihr:

„Nun, Miß Hopley, möchte ich gern, daß Sie aufstehen und bis zum Fenster gehen!"

Beatrix blickte zum ersten Male zu Sir Augustus auf, während die beiden anderen Aerzte ihm verstohlen Zeichen gaben, von seinem Vorhaben abzustehen, und ihm anzudeuten versuchten, daß dasselbe unausführbar wäre.

Doch Sir Augustus nahm keine Notiz davon.

„Stehen Sie auf, Miß Hopley, und versuchen Sie, bis zum Fenster zu gehen!" wiederholte er.

Beatrix strengte sich auf's Aeußerste an, um der an sie gerichteten Aufforderung nachzukommen. Es gelang ihr, sich zu erheben, doch hatte sie noch nicht zwei Schritte zurückgelegt, als sie strauchelte und in die Arme des eilig herzuspringenden Sir Augustus sank. Darauf wurde sie wieder auf ihr Lager zurückgetragen; in aller Eile rief man die Wärterin herbei und wandte Belebungsmittel an, um die Kranke zum Bewußtsein zurückzurufen, was jedoch erst nach vielen Mühen von Seiten der Aerzte gelang.

Nachdem sich Sir Augustus noch einige Augenblicke liebevoll und besorgt um die Kranke bemüht hatte, überließ er dieselbe der Sorgfalt der beiden anderen Herren und kehrte wieder in das Wohnzimmer zurück, wo ihn Mrs. Hopley voller Angst und Besorgniß erwartete.

Sir Augustus war kein Mann, der überflüssige Worte machte, sondern immer gerade auf das Ziel losging. Er war sich vollkommen klar, was er von dem Zustande Beatrix' zu halten hatte.

„Madame", sagte er daher ganz kurz zu Mrs. Hopley, „die Krankheit Ihrer Tochter ist mehr eine geistige als eine körperliche zu nennen. Ihr Gemüth ist krank."

„Oh, Sir Augustus", rief die arme Frau, die Hände ringend, aus, „Sie wollen doch nicht sagen, daß meine Trixie im Begriffe ist, den Verstand zu verlieren?"

„Ich muß offen sein, Mrs. Hopley, und kann Ihnen daher

SLUB
Wir führen Wissen.